

John Ritsch in Wuth.  
Gegen den Wetterleier richtet sich sein  
Zorn. — Ein interessanter  
Nachmittag.

Mister Ebitel! —  
Wann ich den Wetterleier, wo er kriegt, über-  
haupt e Wetter macht, daß es e  
Schand is, wann ich den fätsche  
könn, Mister Ebitel, ich glaub, ich  
wäre im Stand,  
e Doppelmörder-  
e Suneiseit-  
Träbschdie an  
ihm je tommite,  
bifets de Floor  
mit ihm ze weipe  
un ihn in die  
Mitt bun dem  
nerle Genschuri  
enei ze fide.



Was braucht  
dann der grad  
an eme Sonntag  
Nachmittag, noch  
e daß ich aus  
'm Haus bin, e  
Gewitter timme  
ze losse?  
Nämlich, Mis-  
ter Ebitel, ich  
weeß nit, ob Sie  
des wiffe, nämlich  
wege der Alti un  
die annere Wei böseit. Mei  
sämtliche Weisheit,  
des heeß ich mein  
die Lädies, die kriege  
bei jedem Gewitter  
die Krant mit fran-  
zösische Nits dor-  
wache.

Deswege thu ich  
als e guter Fam-  
ilievater un Wieder-  
mann mich immer  
schun e Paar Stun-  
de eh daß e Gewit-  
ter kimmt, mich aus  
m Haus brüde.

Woher gestern  
ben ich das nit thun  
könn, indem daß  
des Gewitter schun  
e Paar Stunde, eh  
daß es werflich  
gekemme is, aefane  
gehabt hot. Daborch  
die Alti e Warning  
gekriegt un hot mich  
nit fort gelosse.

Des Erste, wo die  
Alti thut, wann e  
Gewitter kimmt,  
des is, die heije  
Luft in die Wohnun-  
g eisezperre un die  
Abföhluna nit erei ze  
losse, bei sämmt-  
liche Lüüre un Fen-  
ster zugemache, so  
daß mer verfside  
kann.

Un bei jedem Bliz  
is die Alti schur,  
daß es bei uns  
eigelschlage hot, un  
of course, Mister  
Ebitel, bin ich da  
dran Schuld. Die Alti  
erklärt es immer,  
daß des Eischlage  
die Sündeschuld is  
for ergen was, wo  
ich gethan hab.  
Des heijt, wo sie  
segt, ich hätt's ge-  
than, dann in  
Wertlichkeit thu ich  
ja ni, sonner in  
Gezetheil, weil ich  
nämlich so gut bin.  
Die gestrige Bliz  
hatte all bei uns  
eigelschlage (es is  
nie natürlich gar  
nit eigelschlage,  
es werflich ze thun),  
weil es die Sünd-  
eschuld war wege  
der eisfätsche Re-  
llexerin von Cher-  
burg in Frans, wo  
als Unfer Dolmet-  
scher un Interpreter  
gättet hot, wie ich  
un die Buide enaus  
seht. Un wann's  
gebomert hot, da  
hot meine Alti  
jedemal gesagt,  
es thät bun dem  
Weintrinte beim  
Früh-  
schoppe timme.

Die Maub sperrt  
sich während dem  
Gewitter immer in's  
Badezimmer ein,  
weil des bei Fen-  
ster in's Freie hot  
Well, des is  
Geschmacksfach.

Un die Liesbeth  
seht sich uff die-  
binere Treppe un  
thut sich ihr'n  
Kopp mit eme Tuch  
berinne, damit sie  
nit blitze sehe  
kann un damit sie  
des Dunneren nit  
so laut hört. Un  
Mei weibliche  
Entfelternercher,  
die schreie un  
kreische un heule  
un flenne un  
weine, daß mer  
berückt wern kann.

Un was es beson-  
ners angenehm  
macht, des is, daß  
mer bei dem Gewit-  
ter nach der Alti  
ihre Theorie über-  
haupt gar nit thun  
derf. Mer werf  
nit raache, weil  
des Feuer von  
der Siggarr oder  
der Pfeif de Bliz  
anzieht, un mer  
derf nit trinke  
(warum weeß ich  
nit), un mer derf  
nit esse die Uhr  
gude, un mer derf  
nit esse un mer  
derf nit uffstehn,  
un mer derf nit  
schlaffe, un mer  
derf nit heimbä-  
rnelia sei, un mer  
derf nit rede  
(des heijt, die Alti  
thut die ganze  
Zeit nit wie  
Misch bappte), un  
weil, schnufe derf  
mer, awider nit  
so oft un nit zu  
viel, un nit zu  
laut.

Wie ich wir den  
die Ras pugte  
wolle, seht die Alti  
glei: Un Gottes  
Wille — wie  
kannst Du bios? Bei  
eme Gewitter!  
Willst Du Dich  
dann mit Gewalt  
verfündige?

Grad in dem  
Aneeblich blizt  
es, un die Alti  
hot sofort gesagt:  
„Siehst Du? Des  
hot bei uns  
eischschlage.  
Des is die  
Sündeschuld.“

Un während  
der ganze Zeit  
ben ich gewöhnt,  
daß die Buide  
beim Tschall uff  
mich warte, weil  
wir Arränsch-  
ments gemacht  
hawe for e ge-  
wöhnliche  
Spiele unner  
Freund mit eme  
Quarter-Limit,  
un ich hen's in  
meine Anode  
geföhlt, daß ich  
Glück hawe  
thät un schur  
war, de Bot ze  
nemme. Sie  
könn sich also  
Mei Fielings  
vorstelle, Mister  
Ebitel, wo ich  
gehatt hen, in  
der heije Bud  
bei verschlossene  
Thüre un Fenster  
hede un keen  
Mud mache  
ze derse un des  
dumme Ge-  
bap-  
pel, des eisfältig,  
unwider des  
Gewitter ze  
hönn.

Un an fort ze  
gehn war nit ze  
denke. Die Alti  
war im Stand  
gewese, mich  
anzubinde. Näm-  
lich bei eme  
Gewitter derf  
mer nit allein  
im Haus sei. Un  
en Fluchtversuch  
hen ich aach nit  
riske könne,  
dann die Alti  
würf läp-  
pel gewese,  
wie zum Tschall  
nach ze laafe.

Des Beste  
awider is noch  
gelimme. Ich  
bin bun dem  
Dorscht, wo ich  
hen ausstehn  
müsse, weil die  
Alti is for e  
Verfündigung  
hätt, beim Gewit-  
ter was ze  
trinke, also  
vun dem Dorscht-  
stehn un bun  
dem Nix-raache  
hen ich en  
föchterliche  
Hunger gekriegt.  
Un weil die Alti  
gar te Altsale  
zum Zop-

per gemacht hot,  
da frag ich ganz  
unschuldig un  
poleitisch: „Dun-  
nerweitter noch  
emol, gebt's dann  
heunt gar tee  
Zopper?“  
Da hätte Sie  
emol was höre  
solle, wie da die  
Alti losgelegt hot.  
Wie ich nor so en  
Gedante hawe  
könn? Effe!  
Beim Gewitter!  
Wo es jede  
Kageblid bei uns  
eischlage thät!  
No, an Effe war  
gar nit ze denke.  
Un bis-  
seits derf mer  
aach beim Gewit-  
ter die Eisbar  
nit uffmache.  
Des war des  
Allerschädlichste,  
wo mer thun  
könn. Also  
nix trinke,  
nix raache un  
nix esse — ich  
dant schö. Un  
die Buide  
hawe beim  
Tschall uff  
mich gewart!

Losse Sie mich  
nor de Wetterleier  
fätsche! Des is  
Alles was ich  
sag. Ichne des  
Nämliche  
wünschend  
Mit Rigards  
John Ritsch Esq.

### Wilbrandt und Bülow

Ein fein und stimmungsvoll  
empfindendes Dichtergemüth,  
Adolf Wilbrandt,  
der schon in der  
Zeit, da Fürst  
Bülow nur erst  
Herr von Bülow  
gewesen, als treuer  
und verehrungs-  
voller Freund im  
Hause der beiden  
liebenswürdigen  
Menschen verkehrte,  
die heute im  
Mittelpunkt des  
öffentlichen  
Interesses stehen,  
wagte einmal  
etwas Hühliches  
von ihnen zu  
erzählen. Er  
sprach davon,  
daß Bülow seit  
langem ein  
Philosoph sei,  
der, stets auf  
den Tag des  
Endes gefaßt,  
mit ernsthaftem  
Sinn alle Ver-  
gänglich-  
keiten betrachte  
und bereits vor  
langem Nahen  
seiner „Finanz-  
minister“, wie  
er seine Gemah-  
lin zuweisen zu  
nennen liebt, in  
seiner Gegenwart  
gefragt habe:

„Wenn wir einmal  
nicht mehr  
sind, können wir  
dann dann von  
unserem bi-  
higen Rente leben?“  
Und  
„Donna Maria“,  
wie die Intimen  
des Hauses die  
Gräfin nach dem  
Beispiel ihres  
Gemahls manch-  
mal zu be-  
zeichnen pflegen,  
nicht:

„Einfach, und in  
Venedig, ja!“  
Eine Antwort,  
die so manchen,  
auch weniger  
bescheidenen  
Mann als es  
der Reichstanzler  
— dem jetzt,  
wie man weiß,  
soeben 5½  
Millionen als  
Erb-  
schaft von einem  
Hamburger  
Millio-  
när zufließen —  
im Grunde thätlich  
ist, mit großer  
Befriedigung  
erfüllt haben  
würde. Ein  
Athenheil im  
traumtümlichen  
Benedig! Die  
Erhebung des  
Grafen zum  
Fürsten von  
Bülow rückt  
diese Zukunfts-  
pläne in eine  
so weite Ferne,  
daß auch seine  
politischen  
Wideracher sie,  
selbst in  
Nebel gehüllt,  
am Horizont  
nicht zu  
erkennen  
vermögen. Und  
da man vom  
Fürsten  
Bülow nicht  
gut sprechen  
kann, ohne  
in Versuchung  
zu geraten,  
mit einem  
Ritaz zu  
schließen, so  
sei hier auf  
das Motto  
einer alten  
Familien-  
tradition des  
Geschlechtes  
decker von  
Bülow  
hingewiesen,  
dessen Inhalt  
den Anschau-  
ungen des  
Fürsten völlig  
entspricht  
und so man-  
chem ab-  
ge-  
bürtigen  
Geborenen  
als Richtschnur  
gelten könnte.  
Dieses Motto  
lautet:

„Der ist nicht  
flugs ein  
Edelmann,  
Der geboren  
ist aus  
arohem  
Stamm; Oder  
der Geld und  
Reichthum  
hat Und thut  
doch keine  
redliche  
That. Die  
Tugend und  
die Höflichkeit  
Abel den  
Menschen  
allezeit.“

Ein Berliner  
Straßenbild  
von großer  
Treu und  
Lebensfreude  
enthielt kürzlich  
die „Staats-  
Ztg.“ Der  
populärste  
Straßenbild-  
Berliner,  
dieß es  
darin, ist  
ohne Zweifel  
der „Mann  
mit dem  
Ritt“, der zu  
den Senio-  
ren der  
fliegenden  
Handelsswelt  
gehört. Seine  
stereotype  
Rede läßt  
einen  
derartigen  
Gaukel aus,  
daß weder  
Klein noch  
Groß zu  
widerstehen  
vermag. „Allo,  
meine  
Herrschaffen“,  
so beginnt er,  
„bei is der  
berühmte  
Bernstein-  
kitt, oder  
Krispall-  
Palast-  
kitt ge-  
nannt. Leimt,  
klebt und  
fittet al-  
sens. Die  
Manipulation  
mit die  
Erfindung  
ist eine  
sehr einfache:  
man hält  
den Kitt  
über eine  
brennende  
Flamme,  
dann  
schlägt man  
ein  
Zeller  
oder eine  
Tasse  
entzwei,  
damit man  
wat zu  
fittet hat,  
und denn  
fittet man  
ih. Er hält  
wie Eisen,  
sage ich  
Ihnen, da  
tann eine  
Karrnone  
drüber  
fahren, der  
schadet  
ihre nicht!“  
In  
keenen  
Haus-  
halt nich  
solte  
mein  
Ritt  
fehlen,  
er beför-  
dert den  
ihelichen  
Frieden  
und fittet  
die je-  
sensitige  
Liebe. Wi  
oft kommt  
der Mann  
besämteret  
nach Hause,  
das freie  
Weib hält  
ihn  
ene  
Kardinen-  
predigt, da  
wird er  
platzhü-  
ppig und  
schlägt  
allens  
kurz  
und  
klee! Die  
junge  
Wirtschafft  
is in  
Schrecken  
— aber  
wat  
wäre die  
Ehe  
ohne  
Ritt? Am  
andern  
Morgen  
tommt  
die  
lieb-  
betriebe  
Kattin  
zu  
mich  
und  
sagt: Neben  
Sie  
mich  
von  
Ihren  
berühmten  
Bernstein-  
kitt, ich  
müß  
die  
junge  
Wirtschafft  
zusammen-  
fitteten.  
Ihr  
Ritt  
kleeit,  
leimt  
und  
fittet  
ja  
allens.  
Er  
hält  
wie  
Eisen,  
sag  
ich  
Ihnen,  
da  
tann  
— Chör  
der  
Zu-  
hörer: „Eine  
Karrnone  
drieber  
fahren,  
er  
schadet  
ihre  
nicht!“  
er: „Nawoll,  
meine  
Herrschaffen,  
so  
is  
es. Da  
tann  
wirklich  
eene —  
Alle  
Kin-  
der (einstimmig):  
Karrnone  
drieber  
fahren! —  
Un  
wenn  
Sie  
och  
zum  
dritten  
Male  
ene  
Karrnone  
rieber  
fahren  
lassen  
—  
er  
schadet  
ihre  
och  
nicht! Also  
wer  
will  
von  
dem  
berühmten  
Ritt?“  
Rehn  
Hände  
strecken  
sich  
danach  
aus,  
die  
alte  
„Karrnone“  
wird  
zehn  
Stückchen  
in  
eine  
gedruckte  
Gebrauchs-  
anweisung  
und  
überreicht  
sie  
schamzeln-  
den  
Käufern,  
un  
als-  
bald  
von  
neuem  
zu  
beginnen.

„Warten.“

„Warten.“

„Warten.“

„Warten.“

„Warten.“

„Warten.“

„Warten.“

„Warten.“

„Warten.“

„Warten.“

„Warten.“

„Warten.“

„Warten.“

Die Doktorrechnung.  
Erzählung nach dem Spanischen von  
A. Lazarus.

In einem galizischen Dorfe  
lebte ein armer Bauer mit  
seinem Weibe,  
einem Sohne und  
der Kuh.  
Er war sehr arm  
und hatte sich  
mit  
schwerer Arbeit,  
Sparfamkeit  
und Entbehrung  
eine Kleinigkeit  
gespart.  
Wieviel?

Jedes Jahr vier Thaler.  
Das ist nicht viel.  
Aber in einem  
Dorfe, in dem  
zwanzig Pfennige  
ein Vermögen  
sind, gilt ein  
Mann, der  
vier Thaler hat,  
soviel wie  
Nothschuld  
in Paris.  
Noch dazu  
in einem Dorfe,  
das nur  
dreizig Ein-  
wohner und  
ein paar  
Schweine  
bewohnt,  
ein Ort  
ohne Schulzen,  
Farrer und  
Arzt.

So kam es, daß, als der  
Sohn Domingo  
— des Feldes  
unserer Skizze  
— starb, der  
Vater keinen  
Arzt holen  
konnte. Der  
Junge  
fühlte sich  
Abends  
unwohl,  
fing  
Nachts  
an zu  
fiebern  
und war  
Morrens  
tobt.

Man machte Domingo  
Vormürrer,  
daß er  
keinen  
Arzt  
geholt  
hatte,  
aber  
er  
sagte,  
daß  
der  
Doktor  
in  
der  
Stadt  
wohne,  
wohin  
drei  
Stunden  
Weges  
seien,  
daß  
der  
Weg  
Geld  
kostete  
und  
der  
Arzt  
für  
seinen  
Besuch  
einen  
oder  
vielleicht  
zwei  
Thaler  
fordern  
würde.  
Und  
somit  
würde  
der  
Doktor  
nur  
noch  
einen  
Toten  
angetroffen  
haben.

Natürlich berubiate sich  
die liebe  
Nachbarschaft  
damit  
nicht,  
denn  
es  
galt  
ja,  
jemanden  
zu  
betriegen,  
der  
vier  
Thaler  
im  
Jahre  
sparte!

„Das passirt mir  
nicht  
wieder“,  
sagte  
Domingo  
zu  
seiner  
Frau  
—  
wenn  
du  
einmal  
krant  
wirst,  
solst  
du  
ein  
Arzt  
haben!“

Wenigstens und Sparen  
hatte  
sich  
Domingo  
schließlich  
zum  
Verger  
des  
Dorfes  
dreizig  
Thaler  
zusam-  
mengespart.  
Aber  
kein  
Glück  
ist  
un-  
getriibt;  
eines  
Tages  
wurde  
Dorothea,  
Domingos  
Weib,  
krant.

Ein Nachbar begab sich  
darauf zu  
Domingo  
und  
fragte:  
„Wirst  
du  
sie  
vielleicht  
auch  
sterben  
lassen?“

„Noch ist es nicht  
schlimm. Wenn  
es  
Abends  
nicht  
besser  
wird,  
werden  
wir  
sehen.“

„So, nun auf! Wir  
passen  
auf!“  
Dorothea  
befanden  
wurde  
Abends  
schlimmer.  
Sie  
hatte  
ein  
fürchtbares  
Fieber.

Domingo seufzte. Ihn  
schauderte  
die  
Ausgabe,  
und  
für  
einen  
Galizier  
ist  
das  
etwas  
Fürchtbares.  
Aber  
hier  
mußte  
etwas  
geschehen,  
denn  
der  
Zu-  
stand  
der  
Kranten  
verschlimmerte  
sich  
zusehends.

Domingo mietete also  
nach  
vielen  
Handeln  
um  
zwei  
Mark  
einen  
Esel  
und  
machte  
sich  
auf  
nach  
der  
Stadt,  
von  
wo  
das  
Heil  
für  
sein  
Weib  
kommen  
sollte.

Drei Stunden in der  
Sommerhitze  
find  
keine  
Kleinigkeit  
und  
dazu  
noch  
der  
Gedanke  
an  
die  
Kosten!

Der Doktor sagte ihm  
gleich,  
daß  
er  
unter  
sechs  
Mark  
nicht  
mitfäme.  
Was  
sollte  
Domingo  
machen?  
Er  
feilschte,  
handelte,  
aber  
ohne  
Erfolg.  
Der  
Doktor  
berechnete  
ihm,  
daß  
er  
sechs  
Stunden  
hin  
und  
zurück  
brauchte  
und  
wieviele  
Zeit  
er  
verlor.

Am Abend hatten die  
Nachbarn  
Domingos  
zum  
Bettgenossen,  
den  
Doktor  
auf  
einem  
Schimmel  
an-  
kommen  
zu  
sehen.

Er untersuchte die  
Kranten,  
sah  
sie  
einmal  
und  
nochmal,  
an,  
stellte  
zwei-  
hundert  
Fragen,  
behaupete,  
daß  
die  
Kranten  
lange  
dauern  
könnte,  
und  
versprach,  
da  
im  
Ort  
keine  
Apothek  
war,  
die  
Medikamente  
selbst  
mitzu-  
bringen.

Domingo sträubte sich  
die  
Haare,  
als  
er  
daran  
dachte,  
was  
die  
Medizin  
kosten  
würde,  
und  
die  
Nachbarn  
be-  
ruhigten  
ihn  
durch  
die  
Versicherung,  
daß  
einer  
von  
ihnen  
einmal  
für  
ein  
Duzend  
Pillen  
sechs  
Mark  
bezahlt  
habe.

Am andern Morgen  
erschien  
der  
Doktor  
schon  
um  
elf  
Uhr,  
mit  
Flas-  
chen  
und  
Schachteln  
beladen.  
„Das  
kostet  
zusammen  
nur  
drei  
Thaler“,  
sagte  
er  
zu  
Domingo,  
den  
dabei  
beinahe  
der  
Schlag  
rührte.  
„Schön,  
ich  
werde  
später  
alles  
zu-  
sammen  
zahlen,  
Medizin  
und  
Be-  
such.“

„Wie  
Ritt  
wollt.“  
Am  
andern  
Morgen  
kam  
der  
Doktor  
wieder  
mit  
Säcken  
und  
Pflastern.  
Diese  
Besuche  
dauerten  
die  
Kleinigkeit  
von  
zweiundzwanzig  
Tagen.  
Am  
dreizigsten  
Morgen  
kam  
der  
Doktor  
bei  
Domingo,  
als  
er  
morgens  
ankam,  
sieben  
oder  
acht  
Frauen,  
die  
ein  
fürcht-  
bares  
Gehül  
ankimmten.  
Dorothea  
war  
nämlich  
so  
unhöflich  
gewesen,  
trotz  
der  
vielen  
Besuche  
in  
dieser  
Nacht  
zu  
sterben,  
ohne  
seinen  
Besuch  
abzu-  
warten.

Der Doktor murmelte  
etwas  
von  
„Zauern“,  
Domingo  
hätte  
in  
seiner  
Zauer  
keine  
Zeit  
für  
ihn,  
und  
der  
Doktor  
versprach,  
wiederzukommen,  
wenn  
sich  
der  
erste  
Schmerz  
gelegt  
haben  
würde.

Man begrub die Frau,  
als  
die  
Tod-  
tenmessen,  
der  
Bauer  
lehnte  
an  
seiner  
Arbeit  
und  
die  
Nachbarn  
an  
ihren  
Klatsch  
zurück.  
„Was  
das  
kosten  
wird?“  
sagten  
einige.

„Mindestens  
fünf  
Jahre  
knausern“,  
sagten  
die  
anderen.  
Domingo  
hörte  
alles  
und  
sagte  
nur:  
„Warten.“

Ein  
Nachmittags,  
als  
Domingo  
vor  
seiner  
Kür  
lag,  
erschien  
in  
der  
Ferne  
ein  
Reiter,  
und  
als  
er  
näher  
kam,  
war  
es  
der  
Doktor.  
„Guten  
Tag,  
Domingo!“

„Guten Tag, Herr Doktor!“  
„Wie geht es?“  
„Dante, leidlich.“  
„Freut mich. Ich habe  
hier die  
Rechnung für die  
Behandlung und  
Medi-  
zin für die  
gute Frau  
Dorothea,  
Gott hab' sie  
selig.“  
„Was macht es?“  
„Um abzurunden,  
sagen wir  
dreizig  
Thaler.“  
Domingo  
sah  
den  
Doktor  
an,  
dann  
sagte  
er  
plötzlich  
ent-  
schlossen:  
„Tretet näher.“  
Der Doktor  
folgte  
ihm  
ins  
Haus.  
Domingo  
schloß  
die  
Thür,  
nahm  
aus  
dem  
Säcraut  
einen  
Beutel  
mit  
Geld  
und  
sagte:  
„Hier ist die  
Summe,  
die  
Ihr  
ver-  
langt. Bevor  
wir  
aber  
abrechnen,  
seid  
so  
gut,  
mir  
auf  
Ehrenwort  
zwei  
Fragen  
zu  
beantworten.“  
„Bitte,  
recht  
gern.“  
„Ihr  
habt  
mein  
Weib  
nicht  
geheilt,  
nicht  
wahr?“  
„Nein,  
Domingo,  
das  
war  
unmög-  
lich.“  
„So  
habt  
Ihr  
ihren  
Tod  
herbeige-  
führt?“  
„Aber,  
Freund!  
Sie  
starb,  
weil  
sie  
sterben  
mußte!“  
„So  
habt  
Ihr  
sie  
also  
weder  
geheilt  
noch  
getödtet?“  
„So  
ist's!“  
Da  
erhob  
sich  
Domingo,  
warf  
den  
Doktor  
zur  
Thür  
hinaus  
und  
rief  
ihm  
nach:  
„Na,  
also!  
So  
bin  
ich  
auch  
ja  
nichts  
schuldig!“

„Guten Tag, Herr Doktor!“  
„Wie geht es?“  
„Dante, leidlich.“  
„Freut mich. Ich habe  
hier die  
Rechnung für die  
Behandlung und  
Medi-  
zin für die  
gute Frau  
Dorothea,  
Gott hab' sie  
selig.“  
„Was macht es?“  
„Um abzurunden,  
sagen wir  
dreizig  
Thaler.“  
Domingo  
sah  
den  
Doktor  
an,  
dann  
sagte  
er  
plötzlich  
ent-  
schlossen:  
„Tretet näher.“  
Der Doktor  
folgte  
ihm  
ins  
Haus.  
Domingo  
schloß  
die  
Thür,  
nahm  
aus  
dem  
Säcraut  
einen  
Beutel  
mit  
Geld  
und  
sagte:  
„Hier ist die  
Summe,  
die  
Ihr  
ver-  
langt. Bevor  
wir  
aber  
abrechnen,  
seid  
so  
gut,  
mir  
auf  
Ehrenwort  
zwei  
Fragen  
zu  
beantworten.“  
„Bitte,  
recht  
gern.“  
„Ihr  
habt  
mein  
Weib  
nicht  
geheilt,  
nicht  
wahr?“  
„Nein,  
Domingo,  
das  
war  
unmög-  
lich.“  
„So  
habt  
Ihr  
ihren  
Tod  
herbeige-  
führt?“  
„Aber,  
Freund!  
Sie  
starb,  
weil  
sie  
sterben  
mußte!“  
„So  
habt  
Ihr  
sie  
also  
weder  
geheilt  
noch  
getödtet?“  
„So  
ist's!“  
Da  
erhob  
sich  
Domingo,  
warf  
den  
Doktor  
zur  
Thür  
hinaus  
und  
rief  
ihm  
nach:  
„Na,  
also!  
So  
bin  
ich  
auch  
ja  
nichts  
schuldig!“

„Guten Tag, Herr Doktor!“  
„Wie geht es?“  
„Dante, leidlich.“  
„Freut mich. Ich habe  
hier die  
Rechnung für die  
Behandlung und  
Medi-  
zin für die  
gute Frau  
Dorothea,  
Gott hab' sie  
selig.“  
„Was macht es?“  
„Um abzurunden,  
sagen wir  
dreizig  
Thaler.“  
Domingo  
sah  
den  
Doktor  
an,  
dann  
sagte  
er  
plötzlich  
ent-  
schlossen:  
„Tretet näher.“  
Der Doktor  
folgte  
ihm  
ins  
Haus.  
Domingo  
schloß  
die  
Thür,  
nahm  
aus  
dem  
Säcraut  
einen  
Beutel  
mit  
Geld  
und  
sagte:  
„Hier ist die  
Summe,  
die  
Ihr  
ver-  
langt. Bevor  
wir  
aber  
abrechnen,  
seid  
so  
gut,  
mir  
auf  
Ehrenwort  
zwei  
Fragen  
zu  
beantworten.“  
„Bitte,  
recht  
gern.“  
„Ihr  
habt  
mein  
Weib  
nicht  
geheilt,  
nicht  
wahr?“  
„Nein,  
Domingo,  
das  
war  
unmög-  
lich.“  
„So  
habt  
Ihr  
ihren  
Tod  
herbeige-  
führt?“  
„Aber,  
Freund!  
Sie  
starb,  
weil  
sie  
sterben  
mußte!“  
„So  
habt  
Ihr  
sie  
also  
weder  
geheilt  
noch  
getödtet?“  
„So  
ist's!“  
Da  
erhob  
sich  
Domingo,  
warf  
den  
Doktor  
zur  
Thür  
hinaus  
und  
rief  
ihm  
nach:  
„Na,  
also!  
So  
bin  
ich  
auch  
ja  
nichts  
schuldig!“

„Guten Tag, Herr Doktor!“  
„Wie geht es?“  
„Dante, leidlich.“  
„Freut mich. Ich habe  
hier die  
Rechnung für die  
Behandlung und  
Medi-  
zin für die  
gute Frau  
Dorothea,  
Gott hab' sie  
selig.“  
„Was macht es?“  
„Um abzurunden,  
sagen wir  
dreizig  
Thaler.“  
Domingo  
sah  
den  
Doktor  
an,  
dann  
sagte  
er  
plötzlich  
ent-  
schlossen:  
„Tretet näher.“  
Der Doktor  
folgte  
ihm  
ins  
Haus.  
Domingo  
schloß  
die  
Thür,  
nahm  
aus  
dem  
Säcraut  
einen  
Beutel  
mit  
Geld  
und  
sagte:  
„Hier ist die  
Summe,  
die  
Ihr  
ver-  
langt. Bevor  
wir  
aber  
abrechnen,  
seid  
so  
gut,  
mir  
auf  
Ehrenwort  
zwei  
Fragen  
zu  
beantworten.“  
„Bitte,  
recht  
gern.“  
„Ihr  
habt  
mein  
Weib  
nicht  
geheilt,  
nicht  
wahr?“  
„Nein,  
Domingo,  
das  
war  
unmög-  
lich.“  
„So  
habt  
Ihr  
ihren  
Tod  
herbeige-  
führt?“  
„Aber,  
Freund!  
Sie  
starb,  
weil  
sie  
sterben  
mußte!“  
„So  
habt  
Ihr  
sie  
also  
weder  
geheilt  
noch  
getödtet?“  
„So  
ist's!“  
Da  
erhob  
sich  
Domingo,  
warf  
den  
Doktor  
zur  
Thür  
hinaus  
und  
rief  
ihm  
nach:  
„Na,  
also!  
So  
bin  
ich  
auch  
ja  
nichts  
schuldig!“

„Guten Tag, Herr Doktor!“  
„Wie geht es?“  
„Dante, leidlich.“  
„Freut mich. Ich habe  
hier die  
Rechnung für die  
Behandlung und  
Medi-  
zin für die  
gute Frau  
Dorothea,  
Gott hab' sie  
selig.“  
„Was macht es?“  
„Um abzurunden,  
sagen wir  
dreizig  
Thaler.“  
Domingo  
sah  
den  
Doktor  
an,  
dann  
sagte  
er  
plötzlich  
ent-  
schlossen:  
„Tretet näher.“  
Der Doktor  
folgte  
ihm  
ins  
Haus.  
Domingo  
schloß  
die  
Thür,  
nahm  
aus  
dem  
Säcraut  
einen  
Beutel  
mit  
Geld  
und  
sagte:  
„Hier ist die  
Summe,  
die  
Ihr  
ver-  
langt. Bevor  
wir  
aber  
abrechnen,  
seid  
so  
gut,  
mir  
auf  
Ehrenwort  
zwei  
Fragen  
zu  
beantworten.“  
„Bitte,  
recht  
gern.“  
„Ihr  
habt  
mein  
Weib  
nicht  
geheilt,  
nicht  
wahr?“  
„Nein,  
Domingo,  
das  
war  
unmög-  
lich.“  
„So  
habt  
Ihr  
ihren  
Tod  
herbeige-  
führt?“  
„Aber,  
Freund!  
Sie  
starb,  
weil  
sie  
sterben  
mußte!“  
„So  
habt  
Ihr  
sie  
also  
weder  
geheilt  
noch  
getödtet?“  
„So  
ist's!“  
Da  
erhob  
sich  
Domingo,  
warf  
den  
Doktor  
zur  
Thür  
hinaus  
und  
rief  
ihm  
nach:  
„Na,  
also!  
So  
bin  
ich  
auch  
ja  
nichts  
schuldig!“

„Guten Tag, Herr Doktor!“  
„Wie geht es?“  
„Dante, leidlich.“  
„Freut mich. Ich habe  
hier die  
Rechnung für die  
Behandlung und  
Medi-  
zin für die  
gute Frau  
Dorothea,  
Gott hab' sie  
selig.“  
„Was macht es?“  
„Um abzurunden,  
sagen wir  
dreizig  
Thaler.“  
Domingo  
sah  
den  
Doktor  
an,  
dann  
sagte  
er  
plötzlich  
ent-  
schlossen:  
„Tretet näher.“  
Der Doktor  
folgte  
ihm  
ins  
Haus.  
Domingo  
schloß  
die  
Thür,  
nahm  
aus  
dem  
Säcraut  
einen  
Beutel  
mit  
Geld  
und  
sagte:  
„Hier ist die  
Summe,  
die  
Ihr  
ver-  
langt. Bevor  
wir  
aber  
abrechnen,  
seid